

Hans-Christian Dany

Mao neu verpackt

Logisch abgeleiteter Widerstand gegen einen demokratischen Krieg ohne Gnade

Das strenge Licht schmolz, wurde zu roten und violetten Dunstschleiern, ehe es erlosch. Bei einem Zusammenstoß mit einem Polizeiwagen waren an diesem letzten Sonntag im November 2007 die beiden Jugendlichen Larami und Moushine ums Leben gekommen. In den großen französischen Zeitungen hieß es am nächsten Morgen, die Jungen hätten sich abweichend auf der Straße verhalten und wären wild auf kleinen Crossmotorrädern durch die Vorstadt gefahren. Bald beginnen sich die Auffassungen über den Verlauf der Ereignisse aber in Widersprüchen zu verfangen. Augenzeugen berichten, ein Polizeiwagen habe die beiden in hohem Tempo verfolgt und sei auf sie von hinten aufgefahren. Eine Schilderung, die nicht wirklich überrascht, da es sich dabei um eine in den Pariser Vorstädten übliche Form der Abstrafung durch die Ordnungshüter handelt. Diesmal hatten die Beamten es aber in der Grauzone ihrer Macht übertrieben, was ihnen wohl auch bewusst war, da sie die schweren Beschädigungen an ihrem Wagen zunächst randalierenden Jugendlichen zuschrieben. Ein der Tageszeitung »Le Monde« zugespieltes Handyvideo sollte aber am darauffolgenden Dienstag belegen, dass der Polizeiwagen schon direkt nach der Verfolgung der Jugendlichen die Schäden am Kühler aufwies.

Bevor die Auseinandersetzung über den Verlauf der Ereignisse begann in den Medien Kreise zu ziehen, kommt es in der Nachbarschaft des Vorfalles am Abend zu schweren Ausschreitungen. Hunderte Jugendliche versammeln sich auf der Straße, bauen Barrikaden und stecken den Laden eines Autohändlers, die Bibliothek sowie eine Polizeiwache in Brand. Mit einem Hagel aus Steinen werden die aufmarschierenden Sicherheitskräfte zurückgetrieben. Bald spricht die Polizei von einer neuen Größenordnung der Gewalt, da Unbekannte aus wenigen Metern Entfernung mit Jagdgewehren auf die Beamten schießen. »Sie wollten uns töten«, beklagt sich der schmale Mund eines empört erschrockenen Polizisten immer wieder in das hingehaltene Mikrofon.

Präsident Nicolas Sarkozy droht den Aufständischen am nächsten Morgen aus China, wo er auf Staatsbesuch weilt. Als Täter erkennt er vom anderen Ende der Welt aus jene Einwanderer, die sich nicht eingliedern wollen, sozial wertloses »Gesindel«, das sich der großen nationalen

Gemeinschaft verweigert. Die am Rand als partikular Erkannten sollen im Universellen aufgehen, sonst würden sie zu Rechtlosen, lautet die Drohung. Mit dem, was da tönt, stellt sich aber auch die Frage: Was ist partikular und was ist universell? Die einst große Nation oder der Tod des gleichaltrigen Nachbarn? Und aus welcher Perspektive erklärt sich hier das Recht? Oder formuliert vielleicht gerade der Widerstand der Aufständischen ein universelles Zeichen? Selbst viele kritische Linke distanzieren sich von den aufständischen Jugendlichen; sie würden keine »Forderungen« formulieren und sich nicht politisieren. Es lässt sich aber auch andersherum fragen, ob das, was sich in den Vorstädten ereignet, nicht gerade dadurch zu einer politischen Sprache wird, da es keine kommentierende Selbsterklärung in sich trägt, die es erlauben würde, das Widerständische im Kreislauf der herrschenden Kommunikation umgehend zu kanalisieren und zu entsorgen.

Zwei Jahre zuvor hatte sich die Wut der aufständischen Jugendlichen in den Pariser Vorstädten am sichtbarsten in zerstörten Autos ausgedrückt. Seltsam artikuliert die Explosion der Gewalt eine wahrnehmbare Unterbrechung, die sich den vertrauten Lesarten entzog. Sollte gemeint gewesen sein: Wir wollen eure Fortbewegungsmittel nicht mehr, diese Versprechen, mit denen wir uns bewegen sollen, diese kleine Freiheit der Straße, die ihr uns geben wollt – wir wollen einfach hier bleiben. Was geschah, formulierte ein Nein zu den Verhältnissen, und gleichzeitig brüllt es ein lautes Ja. Ja, wir zerstören die Fahrzeuge in unserem Viertel, wir entledigen uns der Bewegungsangebote, die ihr uns, den unfreiwilligen MigrantInnen, den von fremdbestimmter Bewegung Entorteten, anbietet. Ja, wir möchten darauf verzichten, wir machen uns selbst immobil, bleiben einfach dort, wo wir sind.

In der Nacht nach dem Tod von Larami und Moushine richtete jemand eine Schrotflinte mit ihrem gestreuten Projektil horizontal gegen die ausführenden Organe der Kontrollgesellschaft und drückte mehrmals ab. Formuliert sich darin nicht ein eindeutiges wie schwer fassbares Symbol des Widerstandes gegen eine Herrschaftsform, die für sich beansprucht, jede noch so verstreute Bewegung vertikal erfassen zu können? Handelt es sich nicht um ein Zeichen, das zurückschlägt in eine bilderlose Wirklichkeit, ohne sich dabei zu kommunizieren und die Lüge der Gemeinschaft zu bestätigen?

Das Risiko riskieren

An einem anderen Knoten des Gewebes, mit dem Frankreich seine innere Ordnung aufrecht zu erhalten versucht, steht der durch die »maoistische Sequenz« gegangene Migrant Alain Badiou.

Radikal wendet sich der Professor einer der führenden Universitäten gegen eine politische Philosophie, die zu nichts als schwachem Konsens führen würde. Zudem stütze sie eine Demokratie, die zur autoritären Meinung verkommen sei. Dagegen setzt er eine Konfrontation, die nicht nur schnell an einen militanten Prozess denken lässt, sondern deren Möglichkeiten philosophisch ableitet: »Keinen Widerstand zu leisten, heißt nicht zu denken. Nicht zu denken, heißt das Risiko nicht riskieren«.

Badiou ist wie Michel Foucault und Pierre Bourdieu Schüler von Georges Canguilhem, einem Aktivisten der französischen Resistance, dessen weit reichende Wirkung als Wissenschaftstheoretiker mit besonderem Interesse an der Medizin als »unterirdisch« beschrieben wird. Badiou, der bis heute auf Canguilhems Verständnis von Widerstand aus Logik anknüpft, erlebt hingegen seit einiger Zeit auch im deutschsprachigen Raum durch prominente Fürsprecher und eine Reihe von Übersetzungen, die vor allem im Verlag diaphanes erschienen sind, eine wachsende Aufmerksamkeit – die sich durch eine schmale Schrift bei Merve nun noch einmal steigerte.

Auf der Rückseite des Heftchens, in dem Alain Badiou seinen Entwurf einer affirmativen Bewegung ausbreitet, steht der Satz: »Es ist besser, gar nichts zu tun, als formal an der Sichtbarkeit dessen zu arbeiten, von dem der Westen behauptet, dass es existiert«. Soviel Unmöglichkeit, schwebender Wunsch und Widerstand zieht in seinen Bann. Der Verweigerung steht der Titel gegenüber: »Dritter Entwurf eines Manifests für den Affirmationismus«. Im kurzen Vorwort des Manifests verweist der 1937 geborene Philosoph zunächst auf die Entstehung der verschiedenen Versionen und erklärt, dass sich diese dritte Fassung von der Rhetorik des »Empire« zu lösen versuche, um sich aus dem Fahrwasser des gleichnamigen Bestsellers zu bewegen.

Das vieldiskutierte Buch von Michael Hardt und Tony Negri hatten nicht wenige LeserInnen vor fünf Jahren als Mischung von Weltformel und Heilslehre empfangen. Diese Rezeption kann nicht allein den Autoren zur Last gelegt werden, sie trugen aber mit ihrer Art zu schreiben dazu bei, dass sich ein gerade formierender Widerstand in einer abstrakt schillernden Begrifflichkeit verlor, die nun gebetsmühlenhaft wiederholt werden sollte und das, ohne dabei die Bodenhaftung zu finden, derer sie bedurft hätte, um widerständische Kraft gegen die Ordnung wirksam werden zu lassen. »Empire«, verstärkt durch die Ereignisse des 11. September, löste ein Umherirren im Kreis aus, und niemand schien die Kraft zu haben, diese Bewegung zu unterbrechen und sich vom Feuer verzehren zu lassen.

Der erste Schritt, den Alain Badiou vorschlägt, um dem Widerstand wieder Kraft zu verleihen, sei, den »Freuden der Nischenexistenz, der Zweideutigkeit, der unendlichen Dekonstruktion, des Fragmentarischen« zu entsagen, um sich die »unmenschliche Kraft der Affirmation« wieder zu eigen zu machen. Gegen den Rückzug in partikuläre Teilöffentlichkeiten setzt er die Arbeit an Wahrheiten und Universalien, die von Badiou in Klammern Schönheit genannt werden. Die Sehnsucht nach letzterer dürfte es wohl auch gewesen sein, die dem Text zunächst seinen Weg in die deutsche Sprache ebnete. Er führte über einen Zwischenstopp, der nicht gerade als Ort des Widerstandes bekannt ist: Zur Verfügung gestellt wurde der Text mit freundlicher Genehmigung des Museums Hamburger Bahnhof, wo er vielleicht in der Hoffnung auf erhabene Kunst nach dem Ende der Postmoderne gelesen worden war.

Auch der immer unpolitischere Merve-Verlag bewirbt den Text in erster Linie als Beitrag zur ästhetischen Diskussion, obwohl er sich ganz anders lesen lässt. Nun mag der Balanceakt auf einem Grat zwischen Kunst und Politik den Text stellenweise missverständlich erscheinen lassen, er trägt aber auch zu seiner Brisanz bei. Als »postmodern« bezeichnet Badiou, »was Zeugnis von einem kapriziösen und unbegrenzten Einfluss der Partikularität ablegt«. Von ihr erwartet sich Badiou nur noch Wiederholungen, aus denen nichts resultiert außer dem Rückfall in einen »romantischen Formalismus«. Darunter lässt sich nun einiges verstehen: Jüngste Moden auf dem Kunstmarkt begriffen sich ganz affirmativ als etwas, das in diese Richtung zielt, aber auch die deutsche Nation wurde 1848 vermutlich aus einer Spielart des romantischen Formalismus geboren. Badiou wiederum beschreibt mit dem Begriff das verirrte Suchen der Avantgarden des 20. Jahrhunderts nach einem Ende der Kunst. Dieser Bewegung in Sackgassen setzt er die »Affirmationisten« entgegen. Diese vorgestellte Bewegung verachtet die alten Pseudo-Avantgarden samt ihrem ichbezogenen Ausdruckswillen als verkommene »Didaktik-Romantik«, die letztlich immer noch wie ein alter Kaugummi am Trümmerhaufen des Klassizismus klebt.

Die jüngste Zuspitzung der klebrigen Situation erkennt Badiou wie so viele im 11. September 2001. Mag seine Interpretation des Anschlags auf das World Trade Center – »die eiskalte Inszenierung eines abgedroschenen Motivs: der Aufstand des schlauen Barbaren gegen das saturierte Imperium« – auch arg schöngeistig klingen, so gelangt er in der Schlussfolgerung doch zu politischer Schärfe: Die Demokratie habe mit ihren Antworten auf den Angriff begonnen, »obszön« zu werden. Alles, was nicht dem entspricht, was der Westen »Demokratie« nennen will, bzw. seinem Konsens, wird von nun an als »pathologisch« gebrandmarkt und brutal

dagegen vorgegangen. Sarkozy exerziert das gegen nicht integrationswillige MigrantInnen, und George W. Bush gegen den Rest der Welt. Zeitgleich hat sich die Offensive der radikalen Feindschaft gegen die Abweichler von der Demokratie überall ins Partikulare eingeschlichen und zigtausende Konfliktlinien zwischen den Teilöffentlichkeiten verschärft. Aber kann überhaupt gegen diese Explosion der Gewalt im Zeichen der Demokratie aus der Kunst heraus gedacht werden? Badiou versucht dies, indem er die Form eines Manifestes wählt. Den weit von der Kunst entfernten Jugendlichen in den Banlieus von Paris gelingt es mit der genauen, vielleicht universellen Zeichensprache, die ihr Aufstand immer wieder freisetzt, eine affirmative Sprache in der Grammatik der Straße zu formulieren, die Ja sagt, indem sie die Negation des Lebens durch die herrschenden Verhältnisse radikal zurückweist.

Das Ende des Endes

Badiou's Manifest erfindet das Rad nicht neu, taucht aber zum richtigen Zeitpunkt auf, um das Denken zu entzünden. Eine Flamme mit dem positiven Ziel der Emanzipation und dem schönen Anliegen, »die Kunst mit dem konstruktiven Vorhaben der Revolution zu verbinden«, statt sich weiter in den Pessimismus der gewöhnlichen Ordnung einzureihen. Badiou's Rede vom Ende des Endes kann dabei als aufregender Ausblick auf den Horizont des Künftigen gelesen werden, während der Widerstand den Text schon lange verlassen hat, um auf der Straße in neue Körper zu steigen.

Badiou hat immer wieder betont, dass er keinen Anlass für die Philosophie erkennt, die Aktualität zu kommentieren. Bestimmte Aspekte der Aktualität würden hingegen Signale aussenden, deren Empfang die Philosophie in die Lage bringen würde, die darin schwingenden Probleme zu formulieren. Die Sender dieser Aufforderungen bezeichnet er als »philosophische Situationen«. In diesen kommt es zu dem »Aufeinanderbezogensein zweier Begriffe«, die keine Beziehung zueinander hätten. Ohne einen solchen Schnittpunkt führt das Verhältnis zu »Ereignissen oder Brüchen«, die sich nicht mehr diskutieren lassen, die Konfrontation wird unvermeidlich. In einem solchen Ausnahmezustand sind alle Beteiligten gezwungen, sich für eine Denkart zu entscheiden. Es kommt zu einem »Widerstand gegen das einfache Weiterfließen des Lebens« – einer Unterbrechung, die dem Denken erlaubt sich vorzustellen, was nicht ist. Die gedachten Möglichkeiten überwinden geschlossene Verträge und erzwingen den Vertragsbruch. Mit dem Verlassen des Konsenses und der Außerkraftsetzung der Institution kommt das Universelle in die Welt. Solche Unterbrechungen des reibungslosen Ablaufs dringen

zunächst als Fremdartiges in eine Umgebung, bilden eine »asoziale Singularität«, die sich dem herrschenden Wissen entzieht, unsichtbar und »clandestin«. Als »Unobjektives« müssen diese Störungen von Subjekten produziert werden. Während dies geschieht, beginnt die Umgebung zu ahnen, dass da etwas ist. Man spricht sogar davon und das gerade, weil es sich nicht sehen lässt – sich einen Grad von Ungreifbarkeit erhält, der die Kanalisation des Widerstandes durch die herrschende Ordnung verunmöglicht.

Vielleicht kann auch der Aufstand der Jugendlichen in den Vorstädten von Paris als eine philosophische Situation im Sinne Badiou verstanden werden – oder unbegreiflich bleiben. Die aus dem öffentlichen Bild in die Vorstädte Verschobenen und der französische Staat sind aufeinander bezogen. Letzterer hat sich aber jahrelang geweigert, eine Beziehung herzustellen, außer jemand wollte fragwürdige Sozialprojekte oder die aufwandsreduzierte Kontrolle durch die Polizei als Beziehung bezeichnen. Die Aufstände unterbrechen das einfache Weiterfließen des Lebens in einer falschen Ordnung. Gerade da die Jugendlichen sich nicht in Forderungen oder konkreter Kritik äußern, was ihnen als Sprachlosigkeit unterstellt wird, bleiben sie in ihrem Handeln aber jene asoziale Singularität, die sich dem herrschenden Wissen entzieht. Ihre vage und damit nicht entscheidbare Infragestellung der Ordnung verlängert ihren unobjektiven Widerstand. Oder um das situationistische Bild des großen Schlafes zu bemühen, bleiben sie als ungreifbarer Bruch – ein Alptraum, der von der unendlichen Bejahung des Lebens handelt. Würden sie sich in Forderungen erklären, also im hinlänglichen Sinne »politisieren«, käme es in Badiou Sprache zu einer »Ereignis-Aussage«. Dieses würde es der herrschenden Ordnung erlauben, über die Geständigen zu richten und ihren Anschluss an den Hauptstrom Verneinung, die kapitalistische Selbstzerstörung, zu verwirklichen. Was sich als widerständische Universalie zu entfalten begonnen hatte, wird wieder in die Ordnung verklappt, und bald sieht alles so aus, als sei nichts passiert. Die Mechanismen der Kontrollgesellschaft arbeiten andauernd an der Bereinigung dessen, was nicht sein soll, nähern es der gesetzten Norm an oder schieben es aus der Sichtbarkeit. Vielleicht liefert aber gerade die staatliche Strategie der permanenten Bereinigung des Bildes den unerwünschten Alpträumen die Chance, sich als »Unter-den-Teppich-Gekehrtes« zu militanten Traumata auszuwachsen.

Nicolas Sarkozy scheint dies zu ahnen und erklärte Anfang Februar dieses Jahres einen »Krieg ohne Gnade«, für den er nun eine mehrtausendköpfige Spezialeinheit gegen die Widerständigen in den Vorstädten von Paris mobilisiert, die nun in Bausch und Bogen als »Drogenhändler« erkannt werden. Es ist eine seltsam leichtfüßige Kälte, mit der hier ein demokratisch gewählter

Souverän sich gegen seine Bevölkerung durchsetzen will. Begleitet wird sie von einer erschreckenden Verschärfung der Sprache. Vor zwei Jahren wählte Sarkozy noch das grobe Bild des reinigenden »Kärcher«, mit dem er die Vorstädte reinigen wollte. Die Vorstellung des Hochdruckreinigers scheint heuer fast milde angesichts einer Kriegsmetaphorik, die sich als Bild an die Wirklichkeit zu verlieren droht. Immer radikaler folgt Sarkozys »Politik« dem, was Badiou als »niedrigste Funktion« des Staates bezeichnet: »die inegalitäre Verrechnung menschlicher Wesen«. Das Gesindel am Rand, welches sein Recht verwirkt haben soll, wird mit 4.000 Polizisten verrechnet. Gegen dieses Militantwerden der staatlichen Demokratie zieht Badiou eine Linie von Saint Just zu Mao: Der Affekt der Ungerechtigkeit legitimiert die Revolte, als Politik der Wahrheit.

Alain Badiou, Dritter Entwurf eines Manifests für den Affirmationismus, Berlin: Merve Verlag 2007.

Alain Badiou, Das Ereignis denken, in Philosophie und Aktualität, Wien: Passagen Verlag 2005.

Alain Badiou, Über Metapolitik, Zürich/Berlin: Diaphanes 2003.

Erschien zuerst in Springerin Nr.2.08, Wien 2008